

1.) Wie entstand die Idee zu dem Projekt?

Es war meine Erfahrung in den 60er Jahren, als ich als junge Mutter von 3 kleinen Kindern, aus meiner Großfamilie – viele Geschwister, Oma, Opa, beteiligte Nachbarschaft, MitarbeiterInnen unseres Familienbetriebes und viele Freunde – verpflanzt wurde in eine fremde Stadt und dort kein soziales Netz in meiner Umgebung vorfand, von dem ich hätte profitieren können. Diese Situation stürzte mich in eine Einsamkeit, die schnell zur Isolation wurde, der ich nicht gewachsen war. Die Alleinverantwortung für alles war mir äußerst fremd und überforderte mich. Mir fehlten spontane Begegnungen ohne Terminkalender, Austausch und offene Gelegenheiten von anderen zu lernen und natürlich Unterstützungen für meine Aufgaben mit den Kindern, wie meine Familie das gebraucht hätte.

Weil keine Institution meine Vorstellungen teilte, konnte ich mich aus dieser Situation nur befreien, indem ich selber Angebote organisierte und nahm meine Großfamilie dafür zum Vorbild. Das wichtigste war zunächst, nicht zwischen öffentlich und privat zu trennen, d.h. ich wollte meine Kinder nicht immer wegorganisieren und Lernen nicht vom Alltag loslösen. Unterstützung sollte sich am Rhythmus meiner und der anderer Familien orientieren, etc.

2.) Glauben Sie, dass Einsamkeit ein Phänomen der heutigen Zeit ist und woran liegt das?

Einsamkeit kommt heute in vielen Facetten daher, nicht immer ist sie einfach auszumachen. Einsamkeit die durch Alleinsein entsteht erklärt sich schnell. Einsamkeit aber, die im System liegt, wirkt schleichend und wird oft mit ihren vielfältigen Folgen nicht erkannt. Ein alter Mensch, der alleine in seiner Wohnung lebt und das häufig genug als die bevorzugte Lebensform darstellt, nehmen wir als gegeben hin, ohne zu hinterfragen wie es ihm damit wirklich geht. Junge Eltern, denen es an Vorbildern für das Leben mit Kindern fehlt, weil sie nicht mehr im Familienverband leben, werden als schwierig beschrieben. Menschen die ihre Arbeit nicht als ihr Leben definieren und einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Leben ‚auf Arbeit‘ und Freizeit machen, reicht oft die 1 Std Sportverein in der Woche nicht, um eine unterstützende Gemeinschaft zu erleben. Was grundsätzlich fehlt ist die Selbstverständlichkeit Menschen ganzheitlich und alltäglich in ihren Bedürfnissen zu begegnen. Dafür werden Gelegenheiten zur Begegnung gebraucht, die unabhängig von Arbeitszeiten und Arbeitsauftrag allen Menschen offen zur Verfügung stehen.

3.) Können Sie kurz von Ihren Problemen in den 80ern erzählen, warum verstand das Konzept niemand?

Wir tanzten im Gegenrhythmus zur Zeit.

In den späten 70er und 80er entwickelte sich gerade die Professionalisierung der Sozialarbeit. Ihr Ziel war es Menschen in Zielgruppen einzuteilen und nach Stundenplan und themenzentriert an ihren Defiziten zu arbeiten.

Familienstrukturen und Nachbarschaften lösten sich auf, Verantwortung des Einzelnen für das Gemeinwesen verlor seinen Wert, Traditionen waren verpönt. Es begann der Vormarsch des Expertentums: die Gemeindeschwestern, als kompetente Ansprechpersonen wurden abgeschafft, Eltern ihre Kompetenz abgesprochen, professionelle Systeme zur Beratung und Bildung schossen aus dem Boden, Menschen wurden zu Klienten. Da wirkte ein Konzept, das von der „Laien mit Laien Kompetenz“ sprach, die Mütter/Eltern als Praxisexpertinnen verstanden, die Empowerment und Partizipation übten, die sich emphatisch verhielten in den Augen der Professionellen außerordentlich kontraproduktiv. Außerdem hatten die neuen ExpertInnen auch Angst vor dem Verlust ihrer

Arbeitsplätze, Menschen die Verantwortung für sich selbst und andere alltäglich übernehmen können, brauchen nicht so viel Beratung, Schulung etc.

4.) Was ist das Besondere daran, wenn Menschen unterschiedlichen Alters in einem Haus leben?

Hier muss ich einmal klarstellen, ‚leben‘ heißt in Mütterzentren und Mehrgenerationenhäusern den Alltag miteinander zu verbringen, wohnen ist damit (noch) nicht gemeint. Den Alltag mit unterschiedlichen Generationen, mit Menschen aus verschiedenen Kulturen, Kompetenzen und Erfahrungen zu verbringen bedeutet sich kennen und einander schätzen zu lernen. Zu erleben, das ‚anders sein‘ neugierig macht und interessant ist, gibt Selbstbestätigung und bereichert den eigenen Erfahrungshorizont. Letztendlich führt das zu einer Kultur der Verantwortung, an der sich viele beteiligen können.

5.) Was können die Generationen voneinander lernen?

Die einfache Antwort darauf ist: Fast alles, was ein Mensch – ob Jung oder Alt - zum Leben braucht.

6.) Was definieren Sie als pralles Leben, daß es nur in Mütterzentren gibt und nicht bei Bildungsinstituten?

Das Herzstück in den Mütterzentren und Mehrgenerationenhäusern ist das Offene Haus, wie ein öffentliches Wohnzimmer, das täglich geöffnet ist, wo es immer was Gutes zu Essen gibt und sich sozial kompetente Gastgeberinnen um die Menschen kümmern. So entsteht ohne Leistungsdruck eine Atmosphäre, in der die BesucherInnen ihren eigenen Zugang finden und sie dann selber bestimmen, was sie von den Angeboten und in welcher Reihenfolge nutzen wollen.

Gelegenheiten zur Begegnung stehen im Vordergrund, daraus ergeben sich Information, Beratung und Bildung nach dem Motto: „Zuschauen – Mitmachen -Selbermachen“. Menschen mit besonderen Kenntnissen und Kompetenzen gestalten die Angebote wie sie gebraucht werden. Dazu werden im Haus haushaltsnahe Dienstleistungen zur Entlastung von selbständigen Klein - Unternehmen angeboten. Das Leben hier ist lebendig und bunt. **Wir leben Leben**
(www.muetterzentrum.de)

7.) Was ist der Unterschied zum Leben in der Wahlfamilie zur Ursprungsfamilie, oder sehen Sie beides gleich angesiedelt?

Es gibt sie noch, die engen Bindungen in den Ursprungsfamilien. Aber die Mobilität und der Arbeitsrhythmus unserer Gesellschaft ermöglicht meistens nicht mehr, gegenseitige Verantwortung im Alltag zu teilen. Deshalb ist es unser Ziel auch Wahlfamilien zu bilden. Hier können ähnlich verantwortliche und enge Bindungen entstehen wie in der eigenen Familie, aber meistens bilden sich punktuell Gemeinschaften, die nicht auf Dauer angelegt sein müssen. Oft wirkt die Wahlfamilie ergänzend, oft ergeben sich auch Verbindungen für die junge Familie und für die alten Leute gleichzeitig im Zentrum durch unterschiedliche Angebote.

8.) Können Sie das nicht monetarisierte Bezahlssystem der kleinen Läden erläutern?

Die kleinen Läden werden meist von Frauen geführt, die Familie und Beruf sonst kaum unter einen Hut bringen können. Diese Klein Unternehmerinnen schließen im Idealfall einen Vertrag mit dem Zentrum ab, der Leistungen und Gegenleistungen regelt. Wenn die Erträge (noch) nicht reichen

um die Miete zu zahlen, können nicht monetäre Leistungen als Gegenwert vereinbart werden, z.B.: Kursleiterinnen verzichten auf Kursgebühren von TN die vom Haus dafür empfohlen werden, oder sie beteiligen sich an Aufgaben im Haus, vom Kuchen backen bis zur Senioren Betreuung, oder die Schneiderin näht kostenlos Gardinen. Die Möglichkeiten der Selbständigen werden dabei stets berücksichtigt.

8.) Über 400 Mütterzentren gibt es schon, wie wird das Konzept weitergetragen, stehen Sie mit all denen in Verbindung?

400 Mütterzentren und dazu 500 Mehrgenerationen Häuser im Aktionsprogramm der Bundesregierung sind das stolze Ergebnis eines passgenauen Konzeptes. Der Mütterzentren Bundesverband e.V. ist der Dachverband der Mütterzentren und Mehrgenerationenhäuser. In enger Zusammenarbeit mit den Mütterbüros auf Landesebene arbeiten hier erfahrene Praktikerinnen, die den AkteurInnen vor Ort zur Seite stehen. Sie machen politische Arbeit, organisieren Netzwerke und bieten Coachings, Beratungen, Tagungen, Konferenzen. Neue Fortbildungs-Konzepte und Methoden werden entwickelt und auf den Bedarf angepasst. (www.muetterzentren-bv.de)

9.) Sie sagen die Mehrgenerationenhäuser wurden auf Grund Ihres Hauses gegründet, wie stolz macht einen das?

Es macht mich glücklich und erfüllt mich immer wieder mit großer Freude zu sehen, dass unsere Idee sich so gut durchgesetzt hat und nach 30 Jahren immer noch nachgefragt wird. 1980 habe ich das erste Mütterzentrum in Salzgitter gegründet. Dank des Einsatzes von vielen Frauen ist daraus ein erprobtes und übertragbares Konzept geworden, das heute Antworten für viele Fragen und Aufgaben unserer Gesellschaft geben kann und dabei zukunftsorientiert beliebt.

10.) Welche Eigenschaften braucht man, um ein Mütterzentrum optimal zu gestalten?

Eigentlich ist das ganz einfach. Gebraucht werden die Fähigkeiten des Alltags, das sind: Lebenserfahrung, soziale Kompetenz und Empathie, Management- und Organisations-Talent, Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung, Liebe zu Menschen, Selbst-vertrauen und der Sicherheit auch ohne hierarchische Strukturen führen zu können, Fleiß und den Mut zur Lücke.

11.) Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Ich weiß, das Mütterzentren oder Mehrgenerationenhäuser, in jede Kommune gehören, eigentlich an jede Ecke. Ich wünsche mir, dass immer mehr Institutionen und mögliche Träger sich von diesem Konzept überzeugen lassen und ihre durchaus vorhandenen, Ressourcen für diese Ziele einsetzen. Außerdem wünsche ich mir, dass Menschen mit den oben beschriebenen Kompetenzen immer mutiger werden und sich engagiert für diese Aufgaben zur Verfügung stellen. Es wäre notwendig ein entsprechendes Berufsbild für diese Aufgaben zu entwickeln und dass Schulen und Hochschulen den Bedarf erkennen und ihre Lehre und Ausbildung darauf abstellen.